Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.)

Herausgeber: Reg. Rath Dr. Wilh. Edl. v. Well. — Hauptredacteur: Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas.

No. 23. Wien, den 3. Juni. 1848.

1. Original-Mittheilung.

Ansichten über die Reform des Gymnasial-Wesens.

Fortsetzung der Abhandlung über Unterrichts-Freiheit.

(Fortsetzung des Aufsatzes in Nr. 20.)

Von Prof. Dr. v. Töltényi.

Wie durch die Zeugung die guten und schlechten Anlagen auf die werdenden Menschen übergetragen werden, ebenso werden triebkräftige oder triebunkräftige Keime für die höheren Wissenschaften durch den Elementar-Unterricht an den Gymnasien in die Seele der Jugend eingepflanzt. Die Gymnasien sind es, an welchen der bildungsfähige Geist sich in die Blüthen entfalten soll, welche dann in edle Früchte übergehen müssen.

Es ist zwar ausgemacht, dass auch aus den schlechtesten wissenschaftlichen Anstalten einzelne talentvolle Menschen hervorgehen; so wie hingegen aus den besten viele mittelmässige oder unbrauchbare Köpfe. — Das erstere geschieht aber nur durch Zufall, das letztere durch Unmöglichkeit, die Vernunft auszubilden: indem *multi vocati, sed pauci electi.* Demnach sind nur gute wissenschaftliche Anstalten eine Garantie für die zweckmässige Vernunftbildung; die schlechten sind nur Hemmschuhe des Geistesfluges, wenn nicht der Zufall Ausnahmen macht.

Alle wissenschaftlichen Anstalten, zumal aber die Elementarschulen, als welche ich die Gymnasien betrachte, können durch verschiedene Umstände ungenügend und unzweckmässig werden.

1. Durch den Mangel an wissenschaftlichen Behelfen. Bei der jetzigen Organisation der Gymnasien ist dieser Mangel kaum fühlbar, indem die nöthigen Bücher überall angeschafft werden können. Anders würde sich die Sache verhalten, wenn das projectirte dritte Jahr den Humanitätsclassen angefügt würde. Durch diese Massregel sollen die Humanitätsclassen eine Organisation erhalten, vermöge welcher die Schüler die Befähigung erhalten, in höhere Facultäts-Studien einzutreten. Und zwar in die Medicin, Jurisprudenz, Theologie, ebenso gut als in die Philosophie, welche fürder nicht mehr als Übergangsstufe in andere Facultäten, sondern als selbstständige, einen bestimmten Bildungszweck anstrebende Facultät bestehen solle. Bei einer solchen Bestimmung der Gymnasial-Studien müssten sie ohne Zweifel die Garantien für die Befähigung der Gymnasisten geben, in höhere Facultäts-Studien einzutreten. Abgesehen von den Erfordernissen, welche andere Facultäten an die Gymnasisten stellen würden, müssten diese für die Medicin die Kenntniss der Logik, Metaphysik, Psychologie, der Physik und Mathematik und der allgemeinen Naturgeschichte mitbringen. Aus diesen Fächern müssten Physik und Mathematik nothwendigerweise Sammlungen von physicalischen und mathematischen Instrumenten haben, sollte der Unterricht fruchtbar sein. Nun denke man sich unsere vielen kaum dem Namen nach bekannten Provinzial-Gymnasien. Woher werden diese die zum Unterricht nothwendigen Instrumente

nehmen, wo sie aufbewahren, und wie sie bei der jetzigen Organisation des Lehrstandes an den Gymnasien benützen? Auch der Unterricht in der Naturgeschichte würde viele Schwierigkeiten darbieten, welche nur bei grösseren Bildungsanstalten beseitigt werden können.

2. Unzweckmässig kann der Gymnasial-Unterricht werden durch mangelhafte Besetzungsweise der Kanzeln. Unsere Gymnasiarchen sind dermalen grösstentheils Piaristen und Benedictiner. Das System der Besetzung durch diese Orden kann getadelt werden, die Orden selbst verdienen alles Lob. Sie haben im Sinne des Systems das Möglichste geleistet. Mit beispielloser Selbstaufopferung und Hingebung an ihren schweren Beruf haben sie die geforderten Keime der Wissenschaft gepflanzt und gezogen. Demnach ist es ungerecht, die Verdienste dieser Orden um den Unterricht zu verkennen. Desshalb ist aber das System der Besetzung nicht entschuldigt. Durch die genannte Besetzungsweise ist alle Concurrenz auf die Gymnasial-Lehrkanzeln ausgeschlossen worden. Die Gymnasien werden ein Monopol dieser Orden. Auch ihnen selbst war die Concurrenz nur eine arbiträre. Ein jedes Glied des Ordens, schlecht oder gut, musste sich zum Unterrichte verwenden lassen. Nur, wer es weiss, welche grosse Zahl dieser Ordensmitglieder schon in den Schulen recrutirt wird; wie viele nur aus Mangel aller Lebensaussicht sich in ihren Schooss begaben, ohne Beruf für den Unterricht, ja oft ohne Beruf für den geistlichen Stand selbst, dem wird es nicht entgehen, dass dieses System der Besetzung viel zu wünschen übrig lasse. Namentlich dass bei der Besetzung der Gymnasial-Lehrkanzeln eine freie Concurrenz von weltlichen und geistlichen Lehrern stattfinden müsse *).

3. Mehr aber als diess, schadet dem Unterrichte der Umstand, dass an den Gymnasien nicht Fach-Professoren, sondern Classen-Professoren wirken. In den Normalschulen kann man sich die Classen-Professoren noch gefallen lassen. Denn der erste elementare Unterricht ist nicht so sehr durch einen Aufwand von Talent, als durch das Opfer an Zeit und durch die beispiellose Resignation, welche der Unterricht und die Überwachung von verschieden gearteten Kindern erfordert, ausgezeichnet. Würden doch alle Gesetzgeber sich practisch vom schweren Amte der Schullehrer unterrichten! Sie würden mit einstimmen in das alte Sprichwort: *quem dii odere, paedagogum fecere.* Sie würden ihr trauriges Loos auf alle Art zu verbessern trachten. — Doch obgleich ich Classenlehrer in den Trivial- und Normalschulen gut heisse, muss ich die Einrichtung, der zufolge Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden, unbedingt tadeln. Leider ist dieser Unterricht nicht nur in den Dorfschulen heimisch, sondern sogar in manchen Kinderschulen in der Residenz gebräuchlich. Es ist unmöglich, in solchen Schulen die Entsittung der Kinder, die Verbreitung der Selbstbefleckung und anderer Laster zu verhindern, und dadurch aus einer bösen Brut eine noch bösere auszustreuen nach dem Horazischen Satze: *Aetas parentum pejor avis, tulit nos nequiores, mox datura progeniem vitiosiorem.*

Nun aber sind Classenlehrer an den Grammatical- und Humanitäts-Schulen durchwegs zu tadeln. Wie können wir auch einem Manne, zumal nach der jetzigen Einrichtung, zumuthen, dass er alle Aufgaben, die ihm gestellt werden, gleichmässig zu lösen im Stande sei; dass er alle Fächer mit gleicher Liebe und Hingebung pflegen werde; dass er Geographie, Geschichte, Arithmetik, Mathematik, griechische und lateinische Philologie, die deutsche und dabei vielleicht noch eine andere Sprachkunde u. s. f. mit gleicher Umsicht und Gediegenheit werde geben können; ja dass der Professor, oft selbst erst aus den Schulen kommend und mittelmässig gebildet, zum Unterrichte eben von seinen Oberen berufen, allen diesen Fächern vorstehen könne? Man täusche sich nicht mit der Voraussetzung, dass für Knaben bald etwas gut sei. Sind keine gediegenen Kenntnisse der Fächer bei den Lehrern da, so werden sie auch keinen guten Elementar-Unterricht geben können, und es werden sich die ersten Mängel des Unterrichtes an den Schülern später rächen. Zudem ist durch den Classenunterricht an der Zahl des Unterrichtspersonales wenig gewonnen. Denn würde ein jedes Fach

*) Die beste Weise der Besetzung wäre von den Gymnasiarchen selbst zu bestimmen: ob nämlich diese durch Berufung oder durch Concurs Elaborate geschehen sollte? Meines Erachtens wäre die Besetzung durch die Berufung vorzuziehen, indem nach Ausschreibung einer vacanten Kanzel aus den Competenten eine Wahl zu treffen wäre. Nur könnte auch diese Besetzungsweise illusorisch werden, wenn der wählende Senat aus lauter Gymnasiarchen geistlichen Standes bestände, ja sogar dann, wenn er überwiegend aus solchen zusammengesetzt würde.

von einem einzelnen Lehrer vertreten, so könnte derselbe aus seinem Fache einen stufenweisen Unterricht in mehreren Classen geben. Somit würde das einigermassen recompensirt, was durch den Classenunterricht jetzt am Unterrichtspersonale gewonnen wird.

4. Noch mangelhafter und unerspriesslicher zeigt sich der Gymnasial-Unterricht durch die systemisirten Fächer, welche vorgetragen, und durch die Art, wie sie gelehrt werden. — Es ist nicht meine Absicht, hierorts eine Critik dieses Gegenstandes zu geben, vielleicht komme ich ein andermal darauf zurück. Andeuten aber muss ich die Mängel, die in diesem Umstande liegen. Die vorzüglichsten sind folgende:

a) Unsere Gymnasien standen bis nun ausnehmend als Vorbildungsschulen für die lateinische und griechisehe Philologie da. Schon lange lag diese Bestimmung der Gymnasien nicht im Zeitgeiste, heute aber, wo alle Nationalitäten bis auf die kleinsten hin sich selbstständig entwickeln, ihr Sein durch ihre volksthümliche Sprache aufrecht erhalten wollen und durch eine Wissenschaft, welche sich in ihre Sprache hineingebildet, die geistige Erziehung zu verwirklichen trachten; wo demnach alle höheren realen Wissenschaften mit Einschluss der Medicin entweder schon in der Landessprache vorgetragen, oder doch zu einem solchen Vortrag vorbereitet werden, heute, sage ich, wird diese Bestimmung der Gymnasien durchaus nicht gefordert.

Man würde mich nach dieser Erklärung unrecht beschuldigen, wollte man von mir sagen, dass ich den Werth einer Hineinbildung in das classische Alterthum durch die lateinische und griechische Sprache verkenne. Ich für meinen Theil habe für die Beibehaltung der lateinischen Vortragssprache in der Medicin am längsten gekämpft, überzeugt, dass durch die Einheit der Vortragssprache Verständniss und Ausbildung der Wissenschaft und Kunst nur gefördert; durch die Verschiedenheit der Vortragssprache die Wissenschaften in den engen Gränzen der getrennten National-Intelligenz fortgehalten, somit eine weltumfassende Ausbildung nicht gedacht werden könne; überzeugt, dass die Geschichte der Wissenschaften mit all' ihren Schätzen und Erfahrungen verloren gehen müsse, wodurch eine schwere Errungenschaft in den Wind gestreut, an den neuen Namen neue Errungenschaften spät erst zu erwarten stehen, was zwar für Wissenszweige, welche das staatliche und gesellschaftliche Leben betreffen, von minderem Belang, für Naturwissenschaften, Medicin und Theologie aber von der höchsten Wichtigkeit ist; überzeugt, dass alle Urkunden der Tradition anheimfallen, und alle menschlichen Einrichtungen, welche auf diesen gesetzlichen Urkunden beruhen, der Vernichtung preisgegeben sind; überzeugt, dass Würde und Heiligthum der Wissenschaften geschwächt werden müssen u. s. f. Was frägt aber die Zeit um alles diess! Die Nationalität, welche nur durch die Einheit der Sprache sicher gestellt ist, duldet in ihrem Weichbilde kein fremdartiges Element, zumal gerade Wissenschaften, welche das staatliche und gesellschaftliche Leben betreffen, von einem Jeden verstanden sein wollen. Sie absorbirt also alles Fremdartige, uneingedenk all' der Vortheile, welche eine classische Bildung gewährleistet; uneingedenk dessen, dass durch die unzähligen kernigen Sentenzen dieser Sprachen Religion, Moral und Lebensweisheit sich tief in das Herz eingraben; dass sie den Geist an Kürze, Mündigkeit und Consequenz des Denkens und der Sprache gewöhnen, dadurch aber aller Dunkelheit, Weitschweifigkeit, Mystification und Frivolität in der Literatur und im Umgang entgegen sind; dass durch die grossen Muster, welche uns die classische Literatur bietet, der Behandlung all' unserer Wissenschaften eine Bahn vorgezeichnet ist, von der sie — bezwecken sie Einfachheit und Leichtigkeit der Auffassung und Tiefe der Erkenntniss — nie abweichen sollten; dass durch die vielen grossen Beispiele der Hingebung an Gott, von Heroismus, Vaterlandsliebe, Familientugenden, Mässigung im Glück, Muth im Unglücke bei ganzen Nationen sowohl, als bei charactervollen Personen unser Geschlecht nur veredelt werden könne. Uneingedenk all' dieser und vieler anderer Vortheile der griechischen und lateinischen Sprache, müssen sie den Zeitverhältnissen weichen, damit die Geistesanstrengung, welche sie gekostet, anderen von Politik, Gesetzkunde, Industrie, Manufactur, mit vielen anderen den Broterwerb sichernden Real-Kenntnissen zugewendet werden könne.

Natürlich kann die Philologie für sich zum Brotstudium werden, andererseits liegt zu viel Sinn und Bedeutung für die Staaten und für die einzelnen Bürger in diesen Sprachen, als dass sie ganz beseitiget werden könnten. Sie werden mithin als ausserordentliche Studien fortbestehen müssen

und ihre bestmöglichste Pflege wird ohne Zweifel fort und fort als Aufgabe der Gymnasiarchen und Philologen dastehen. Für die heutige Zeit war aber diese Pflicht und die ausnehmend philologische Richtung der Gymnasien eine offenbar verfehlte. In dem Unterrichte wurde die Einfachheit und Leichtigkeit, dadurch aber die Accomodation an die Fassungskraft der Knaben vermisst. Schon an den Pforten dieser Sprachen wurden sie mit schweren Lösungsbeispielen überhäuft und mit den tiefsten Geheimnissen der Sprache zum Nachtheil anderer Studien erdrückt. Die Folge war die gehemmte leibliche Entwicklung der Jugend; denn in den Schulen und zu Hause mussten sie an der Grammatik, Syntaxis und Rhetorik sitzen, ohne die Sprachen, wegen der Elementar-Schwierigkeiten, je gründlich zu erlernen; eine Ableitung der Aufmerksamkeit von anderen Studien in diese Richtung hin, mithin Verkümmerung der Realkenntnisse, ohne dass das Ziel, welches man beabsichtigte, erreicht worden wäre. Namentlich, ohne dass die grossen Charactere der alten Zeit zum Bewusstsein gekommen wären, und die Lebenseinigkeit, so wie die Einfachheit und Tiefe der Denkkraft sich verwirklicht hätten.

b) War nun die philologische Richtung der Gymnasien negativ, ein Hemmschuh für die Ausbildung in anderen Zeitkenntnissen, so war die Art des Unterrichtes in anderen systemisirten Wissenszweigen positiv ein Hinderniss lichtvoller Auffassung. Dieses Hinderniss lag in den Schulbüchern selbst, welche, mit Kleinigkeiten überladen, die Auffassung des ganzen Grossen und des am meisten Wissenswürdigen thatsächlich hinderten. Mag ein jeder Unterrichtete die Gymnasial-Handbücher für Geographie und Geschichte mit alten der Art Werken vergleichen, so wird ihm hier die lichtvolle Einfachheit, dort die verwirrende Kleinlichkeit in die Augen springen. — Um Anderer nicht zu gedenken, wie kurz hat F l o r u s sein ***Epitome rerum Romanarum***, ***Justinus*** seine ***Historias Philippicas*** zusammengeschrieben, ohne etwas Wissenswürdiges zu übergehen; dafür sind in unseren Elementar-Schulbüchern der Geschichte unbedeutende Kleinlichkeiten ohne Zahl eingewebt, die nur erlernt werden, um sie wieder der Vergessenheit zu übergeben. — Dieser Vorwurf trifft noch mehr unsere Elementar-Geographien, in welchen die kleinsten Kleinigkeiten des Wissenswerthen angebracht sind. — In der That ist nichts schwerer, als gute Schulbücher zu verfassen. Und diese Schwierigkeit steht im Gymnasialunterricht

am Gipfel, wo nicht nur der Gegenstand systematisch, bündig und lichtvoll dargestellt, sondern auch dem Fassungsvermögen der Jugend in den einzelnen Classen angepasst werden soll. Diese Schwierigkeit konnte aber in den genannten und hier noch nicht genannten Fächern kaum beseitiget werden, da Critik unserer Elementar-Schulbücher bis nun nicht an der Zeit war.

5. Der Gymnasialunterricht ist noch weiter dadurch mangelhaft, d a s s F ä c h e r i n d e m s e l b e n g a r n i c h t v e r t r e t e n s i n d , w e l c h e d o c h d i e w e s e n t l i c h s t e G r u n d l a g e e i n e s h ö h e r e n F a c u l t ä t s - S t u d i u m s a b g e b e n s o l l e n. Die elementare Botanik, Mineralogie, Zoologie, die Anthropologie, die Anfangsgründe der Physik, Astronomie, die Statistik sind als wesentlichste Bildungs- und Übergangs-Gegenstände in den Gymasien gar nicht repräsentirt. Und in dieser Beziehung war der verschollene Josephinische Gymnasialplan viel vollkommener, welcher mehrere dieser Gegenstände in den Gymnasien vorzutragen befahl. Zwar ist nach einem neueren Vorschlag eine dritte Humanitäts-Classe angeordnet, aus welcher der Übertritt in alle Facultäts-Studien gestattet werden soll. Nun da nicht gesagt ist, dass die früheren Classen eine Reform erleiden sollen, in dieser Classe aber der Übertritt vorbereitet wird, so muss man annehmen, dass hieselbst diejenigen philosophischen Studien gegeben werden, welche zur Befähigung für Theologie, Jurisprudenz oder Medicin bis nun aus dem philosophischen Cursus genommen werden. Also Logik, Metaphysik, Psychologie, Physik, Mathematik; und werden die früheren Classen nicht reformirt, eine Fortsetzung der griechischen und lateinischen Philologie. — Es wird also der Jugend in dieser Classe wieder eine Last aufgebürdet, welche sie unmöglich ertragen kann; andererseits aber wird der Unterricht in dieser Classe ein summarischer und ungenügender für die Facultäts-Studien bleiben. — Im Ganzen wird durch diese Reform, wenn sie sich weiter nicht erstreckt, der Gymnasialunterricht noch mangelhafter als früher, und für die Facultäts-Studien noch ungenügender.

6. Endlich kann der Gymnasialunterricht auch durch den Geist, der in seinem Systeme wohnt, eine Tendenz bekommen, welche, abgesehen vom Zeitgeiste, der Erziehung überhaupt nicht frommt. Ohne Zweifel liegt in unserem Gymnasial-Erziehungswesen ein solcher Geist. Derselbe muss nun durch die neuen Regierungsformen auch diejenige

Umgestaltung erhalten, welche von den Umständen gefordert wird. Diese Umgestaltung kann aber wieder nur verwirklicht werden, wenn das Besetzungswesen der Lehrkanzeln und dadurch das ganze System der Erziehung umgeändert wird.

(Fortsetzung folgt.)

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Physiologische Chemie.

Über die chemischen Veränderungen verschiedener Substanzen innerhalb des thierischen Organismus. Von Prof. Bernard. — Innerhalb des Organismus wirken gewisse Körper ganz anders auf einander ein, als ausserhalb desselben, was Chemiker und Physiologen bis jetzt nur zu wenig beachtet haben. Die gegenwärtige Arbeit des Verf. setzt dieses ausser allen Zweifel. Sie zerfällt in 4 Abtheilungen, deren erste die chemischen Verbindungen im thierischen Organismus behandelt. Um diese, so wie den Ort, wo sie vor sich gehen, kennen zu lernen, entblösste der Verf. eine Drosselvene und eine Schenkelvene eines Hundes oder Kaninchens, und spritzte dann durch dieselben, also auf verschiedenen Wegen, Lösungen von Salzen in das Blut, welche ausserhalb des Organismus durch Bildung farbiger Niederschläge sehr deutlich auf einander reagiren. Bei den meisten Substanzen konnte der Verf. aber zu keinem Resultate gelangen, indem sie durch ihre giftige Einwirkung das Thier früher tödteten, als sie im Organismus in völlige Wechselwirkung treten, und die daraus hervorgehenden Veränderungen durch merkliche Zeichen kund geben konnten. Als minder schädlich erkannte der Verfasser das Cyankali, das in einprocentigen Lösungen in ziemlich starken Gaben eingespritzt werden kann, ohne merklichen Schaden zu bringen, ferner Eisensalze (besonders das milchsaure Eisen), welche ausserhalb des Organismus mit dem Cyankali einen Niederschlag von Berlinerblau erzeugen. Innerhalb des thierischen Körpers findet eine solche Reaction aber nicht Statt, denn werden jene Eisensalze und das Cyankali, jedes für sich in die obigen Venen eingespritzt, also auf verschiedenen Wegen in den Organismus gebracht, so findet man höchstens im Magensafte und im Urine eine bläuliche Färbung, sonst behalten alle Organe ihr normales Aussehen, was nicht der Fall sein könnte, wenn beide diese Stoffe innerhalb des Organismus, wo sie doch sicher auf einander stossen, auf einander reagirten, denn dann müsste sich das gebildete Berlinerblau in den Organen durch die blaue Farbe kund geben, indem es directen Versuchen nach die Capillaren zu durchdringen nicht vermag, sondern in denselben stecken bleibt. Dass aber beide Stoffe in den verschiedenen Theilen des Körpers neben einander bestehen können, ohne eine Reaction hervorzubringen, ergiebt sich daraus, dass die blaue Färbung im Harne gleich hervortritt, wenn man etwas Schwefelsäure hinzugiesst, und in der Leber, wenn man ihr Parenchym mit einem in Schwefelsäure getauchten Stab berührt. Es muss in dem Organismus also irgend ein Umstand obwalten, der die Reaction verhindert. Dieses ergibt sich noch deutlicher aus Folgendem. Wenn man eine Lösung von milchsaurem Eisen in die Vene eines Thieres spritzt, und eine Cyankalilösung in das Blut eines andern, so lässt sich jede der Substanzen in dem Blute, dem Harne und Magensafte des betreffenden Thieres nachweisen. Mischt man aber das Blutserum beider Thiere, oder den Harn derselben zusammen, so entsteht keine Reaction, wohl aber wenn man den Magensaft beider Thiere mengt. Eben so entsteht keine blaue Färbung, wenn man in einem Gefässe Blutserum, Harn, Serum Hydropischer oder mit Eiweiss versetztes Wasser mit einer Lösung von milchsaurem Eisen vermischt, zuwartet, bis sich das Eisen mit diesen Flüssigkeiten gehörig verbunden hat, was durch Wärme sehr beschleunigt wird, und dann eine Cyankalilösung zusetzt; es entsteht keine Reaction, ausser man setzt etwas Schwefelsäure, Salzsäure, Phosphorsäure oder eine andere starke Säure hinzu. Milchsäure, Essigsäure, Phosphorsäure sind zu schwach, um jene Reaction hervorzubringen. Es scheint also, als ob in obigen Flüssigkeiten eine eigenthümliche organische Substanz vorhanden sei, welche die eigenthümliche Reaction verhindert. Es scheint, als ob das Eisensalz sich mit jener Substanz chemisch binde, und so von dem Cyankali nicht angegriffen werden könne, wenn es nicht durch eine starke Säure aus dieser Verbindung vorläufig gerissen wurde. Hiefür spricht der Umstand, dass die Reaction im Organismus gleich Statt findet, und Berlinerblau niedergeschlagen wird, wenn man die Lösungen von Eisensalz und Cyankali durch die beiden Drosselvenen eines lebenden Thieres mit solcher Gewalt einspritzt, dass sie sich noch früher im Herzen treffen, als sich das Eisen mit jener im Blute voraussetzlich enthaltenen organischen Substanz verbinden konnte. Dass sich das Eisen mit einer organischen Substanz verbinde, wird noch wahrscheinlicher dadurch, dass von einer in das Blut eingespritzten Eisensalzlösung nur sehr wenig in den Harn übergeht, und zwar desto weniger, je

concentrirter diese Lösung war, so dass von sehr gesättigten Lösungen fast nichts in dem Harn getroffen wird, während Cyankalilösungen unverändert durch das Blut gehen, und binnen kurzer Zeit so vollständig durch den Harn ausgeschieden werden, dass nichts im Blute übrig bleibt. Dass das Eisen eine sehr grosse Verwandtschaft zu organischen Stoffen habe, beweist ferner Folgendes. Macht man bei einem Thiere eine Wunde in die Halsgegend und eine in den Schenkel, und spritzt dann in das Unterhautzellgewebe des Halses eine Eisensalzlösung, in das Zellgewebe des Schenkels aber eine Lösung von Cyankali, so entsteht an der Stelle, wo sich die Eisensalzlösung befand, bald eine blaue Färbung, die aber mit eintretender Reaction und Ausschwitzung einer alkalischen seropurulenten Flüssigkeit bald erblasst, und nur durch Zusatz von Schwefelsäure wieder hervorgerufen werden kann, die umliegenden Muskeln und Gewebe erscheinen wie gegerbt, gelblich, die Gefässe durch Blutcoagulum verstopft, ja angeätzt, während sich an jener Wunde, [illegible] die Cyankalilösung eingespritzt worden war, ausser einer blassen Röthung keine Veränderung nachweisen lässt. Man findet im Harne viel Cyankali, aber keine Spur von Eisen. Wird in eine gemachte Wunde Eisensalzlösung gespritzt, und durch die Jugularvene Cyankalilösung in den Körper gebracht, so erscheint in der Wunde sogleich die blaue Färbung. Wird aber in die Wunde Cyankalilösung gebracht, und Eisensalzlösung in die Drosselvene gespritzt, so bildet sich in der Wunde kein Berlinerblau. Diesem zu Folge scheint also Cyankalilösung durch das Blut zu allen Körpertheilen unverändert geführt werden zu können, Eisensalze aber sich gleich mit den organischen Stoffen zu binden, und als feste Körper in den Geweben niedergeschlagen, der weiteren Verbreitung durch das Blut unfähig, und die Reaction auf Cyankali so lange unmöglich gemacht zu werden, bis diese Eisenverbindung durch eine starke Säure wieder zerlegt und das Eisen demaskirt wird. Dass in einzelnen Fällen im Harne und Magensafte doch eine leichte blaue Färbung entstand, somit Eisen dahin gelangt sein müsse, erklärt der Verf. daraus, dass der Magensaft die wässerigste Flüssigkeit des thierischen Körpers ist, sehr wenig Salze, und kaum nachweisbare Spuren organischer Substanzen enthält, in jenen Fällen aber, wo der Harn bläulich gefärbt erschien, die Lösung des Eisensalzes sehr schwach war, und so durch die Ueberschwemmung des Blutes mit Wasser der Harn sehr wässerig, arm an organischen Substanzen wurde, oder aber die Lösung des Eisensalzes so gesättigt war, dass das eingespritzte Eisen nicht hinlänglich organische Substanz zu seiner Bindung auf dem Wege zu den Nieren fand. — Dem Allen zu Folge bildet in vielen Fällen die Zusammensetzung des Blutes ein Hinderniss, dass innerhalb des Organismus verschiedene Körper aufeinander chemisch so einwirken, wie ausserhalb desselben. II. Die Gährungsprocesse im Blute. Sowohl Lösungen von

Amygdalin als Emulsin können ohne merklichen Nachtheil in das Blut eines Thieres eingespritzt werden. Werden beide Substanzen aber gleichzeitig durch verschiedene Venen in den Organismus gebracht, so stirbt das Thier bald, und in seinem Leichname erkennt man deutlich den Geruch nach Blausäure, zum Beweis, dass im Blute nichts vorhanden sei, was die Reaction dieser Stoffe auf einander hindert. Eben so zerlegen sich Diastase und Stärkmehl, in das Blut gebracht, innerhalb des Organismus zu Zucker. Zucker zerlegt sich durch Einwirkung von Hefe in Alcohol. Werden Rohrzuckerlösung und Hefe durch verschiedene Venen in den Organismus gebracht, so verschwindet der Zucker, das Thier wird betäubt und stirbt, während Einspritzungen von Alcohol nicht den Tod herbeiführen. Es scheint die Hefe als eigenthümliches Gift auf den Körper zu wirken, man findet nämlich das Blut dickflüssig schwarz, und an verschiedenen Theilen des Körpers entzundene, ecchymosirte Stellen mit kleinen Eiterherden. Die Gährung gewisser organischer Körper scheint demnach durch die Zusammensetzung des Blutes nicht gehindert zu werden. III. Zersetzungen im Blute. Lösungen von Cyanüren, z. B. von Cyan-Quecksilber, in die Vene eines Thieres gespritzt, tödteten das Thier unter Entwickelung von Blausäure. Nicht saure Flüssigkeiten des Organismus, z. B. das Blut, zersetzen nun jene Cyanüre nicht, wohl aber saure, wie der Magensaft und der Harn. Da sich aber auch Blausäure entwickelt, wenn man einem Thiere Magen und Nieren ausschneidet, und sodann eine Lösung von Cyan-Quecksilber in das Blut einspritzt, können der Magen und die Harnorgane nicht die einzige Stätte sein, auf der diese Zerlegung zu Blausäure Statt findet. Aber auch im Zellgewebe findet nach den geistreichen Experimenten des Verfassers diese Zersetzung nicht Statt, es scheint vielmehr, als ob diese Zerlegung in den Lungen vor sich gehe. Hiefür spricht, dass man durch Befeuchtung des Lungengewebes eines ganz kürzlich verstorbenen Thieres mit Cyan-Quecksilberlösung sogleich Blausäure entwickeln kann, während das Cyanmetall, auf das Zellgewebe anderer Organe aufgetragen, unverändert bleibt. Es spricht ferner für obigen Satz der Umstand, dass doppeltkohlensaure Alkalien, im gelösten Zustande in das Blut gespritzt, sich in den Lungen mit Entwicklung von Kohlensäure zersetzen, und dadurch eine Art Lungenemphysem erzeugen, und das Thier durch Behinderung des Kreislaufes in Folge der Entwicklung von Gas in den Capillaren tödten. IV. Oxydationen im Blute. Blausaures Kali kann im Blute kreisen, ohne merklichen Nachtheil für die Gesundheit des betreffenden Thieres hervorzubringen. Wird rothes blausaures Kali in den Magen eines Thieres gebracht, so wird es aufgesaugt, und erscheint als gelbes in dem Harne. Diese Verwandlung scheint hauptsächlich in dem Harne selbst vor sich zu gehen, im Magen wenigstens geschieht sie nicht. Wohl aber oxydirt im Magen Eisenfeile zu Oxyd, das Oxydul zu Oxyd, und nach Mitscherlich schwefelsaures Eisenoxy-

dul zu schwefelsaurem Eisenoxyd. Diese Oxydation geht nicht auf Kosten des Magensaftes, sondern des in den Capillaren der Magenschleimhaut kreisenden Blutes vor sich, wofür die bedeutende Röthung jener Stellen spricht, die mit dem Eisensalze in Berührung waren. Im Blute desoxydiren vielmehr die Eisensalze, eben so wie im Harne, man findet, wenn man Oxydsalze in das Blut spritzt, Oxydulsalze im Blute und Harne wieder. Im Blute gehen die Eisenoxydsalze also eine doppelte Veränderung ein, sie verbinden sich mit den organischen Substanzen und desoxydiren sich. Da nun zur Bildung des Berlinerblau Eisenoxydsalze nöthig sind, im Blute aber das Eisen auf der kleinstmöglichsten Oxydationsstufe steht, erklärt es sich, warum Eisensalze und Cyankali neben einander im Blute existiren können, ohne sich als eisenblausaures Kali niederzuschlagen, warum dieser Niederschlag aber gleich in dem Magen erscheint, in welchem die Eisenoxydulsalze zu Oxydsalzen verwandelt werden. Abgesehen also von der organischen Bindung des Eisensalzes im Blute, ist schon dessen Desoxydation durch das Blut hinlänglich, die Reaction auf Cyankali zu hindern. — Als Anhang führt der Verf. mehrere Versuche an, wo er die Respiration, welche doch nur eine Oxydation des Blutes ist, durch Einspritzungen von chlorsaurem Kali zu ersetzen suchte, aber durchaus nicht reussirte. — Aus allen dem Vorhergehenden zieht nun der Verfasser folgende Nutzanwendungen: 1. Es lassen sich die metallischen Verbindungen wohl im Magen leicht und bestimmt verfolgen, keineswegs aber in dem Blute, und man kann nur insolange durch Antidota eine Vergiftung mit Erfolg bekämpfen, als das Gift nicht bis in das Blut vorgedrungen ist. 2. Wohl aber kann man die Gährungsprocesse, wenn es darauf ankommt, im Blute nachzuweisen versuchen. 3. Mit Gasentwickelung verbundene Zersetzungsprocesse scheinen besonders in den Lungen, die die Rolle einer Säure übernehmen, vorzugehen, und durch die Säure des Magensaftes auch im Magen möglich zu werden. 4. Im Magen werden oft Stoffe oxydirt, die im Blute und Harne desoxydirt werden, was Chemiker und Physiologen besonders zu beachten haben, denn es könnte sein, dass auch in dem venösen und arteriellen Blute dieselben Substanzen ganz verschiedene Veränderungen erleiden. — Im Allgemeinen kann man daher aus dem gegenseitigen Verhalten zweier chemischer Körper ausser dem Organismus durchaus nicht auf jenes innerhalb desselben schliessen, wesswegen die Lehre von der Verdauung so viele Schwierigkeiten macht, die nur dadurch gehoben werden können, dass man immer erst die Erscheinungen im lebenden Thiere studirt, und hierauf die Erklärung im chemischen Laboratorium sucht, statt, wie es bisher der Fall war, auf dem umgekehrten Wege vorzugehen. (*Archives général. de médec. 1848. Janvier et Fevrier.*) **Stellwag.**

B. Pharmacologie.

Käsestoff als Ersatzmittel der Gallerte und anderer Stoffe bei Bereitung von Kapseln zur Einhüllung von übelschmeckenden Arzneien. Von Jozeau. — Der Käsestoff kann so zubereitet werden, dass er eine zähe, selbst den flüchtigsten Geruchstoffen undurchdringliche Haut bildet, die sehr leicht (selbst im kalten Wasser) löslich, ungemein leicht verdaulich und dabei ein höchst nahrhaft und daher sicherlich der Gallerte und den übrigen Stoffen vorzuziehen ist, aus denen man bisher diese Kapseln zu bereiten pflegte, deren Anwendung gewiss nicht geringe Unzukömmlichkeiten hatte. Die Zubereitung besteht in Folgendem. Man nimmt frischen, mageren Käse, lässt ihn durch 20 Minuten in Wasser sieden, drückt ihn dann aus, und löst ihn in einer hinlänglichen Menge von Wasser und Salmiak auf, um eine Flüssigkeit von der Consistenz des Syrups zu erhalten. Hierauf wird der zehnte Theil von dem Gewichte des Käsestoffes Zucker beigefügt, alles getrocknet und pulverisirt. Um dann Kapseln zu bereiten, wird das Pulver mit so viel Wasser angefeuchtet, dass daraus ein dicker Schleim entsteht, mit dem man die einzuhüllenden Arzneien überzieht. So werden Pillen eingehüllt, indem man sie zu wiederholten Malen in den Schleim wirft und mit dem Pulver des Käsestoffes einstreut. Zuletzt werden sie noch einmal mit obigem Schleim überzogen, sodann aber in leicht angesäuertes Wasser durch eine Minute gelegt und dann getrocknet. (*Gazette méd. de Paris 1848. Nr. 11.*) **Stellwag.**

Wirkung der Datura sanguinea. Von Tschudi. — Die Eingebornen von Peru bereiten aus den Früchten dieser Pflanze, welche sie ***Huacacahv, Yerba de Huaca*** oder ***Borachero*** nennen, ein sehr wirksames narcotisches Getränk, welche Tonga heisst. Die Indianer glauben, dass sie durch den Genuss desselben in Communication mit den Geistern ihrer Voreltern versetzt werden. Verf. hatte Gelegenheit, die Wirkung des Tonga einmal zu beobachten. Der Indianer verfiel, kurz nachdem er das Getränk verschluckt hatte, in eine tiefe Betäubung; er sass, die Augen starr auf den Boden geheftet, den Mund convulsivisch geschlossen, die Nasenlöcher erweitert. Ungefähr nach einer Viertelstunde begannen seine Augen herumzurollen, Schaum floss aus dem halb geöffneten Munde, und der ganze Körper verfiel in schreckhafte Convulsionen. Nachdem diese heftigen Symptome aufhörten, folgte ein tiefer, mehrere Stunden anhaltender Schlaf. Als ihn Verf. Abends sah, erzählte er im Kreise aufmerksamer Zuhörer die Umstände seiner Vision, während welcher er Communication mit den Geistern seiner Voreltern gehabt zu haben vorgab. (*Amer. Journal of. med. sciences* und ***Monthly Journal. 1848. March.***) **Meyr.**

Aldehyd, ein Ersatzmittel des Äthers und Chloroforms. Von Poggiale. — Aus den Versuchen des Verf.'s geht hervor, dass die Dämpfe des Aldehyd's eine vollständige Empfindungslosigkeit herbeiführen, und zwar schneller und stärker, als Äther und Chloroform. Bei

Hunden trat schon nach 45 Secunden die völlige Betäubung ein, und dauerte nach Unterbrechung der Einathmungen von Aldehyddämpfen gegen 3 Minuten an, während welcher Zeit der Blick starr, alle Muskeln erschlafft, die Pupillen erweitert und unbeweglich waren. Nach dieser Zeit fing das noch immer empfindungslose Thier sich zu wälzen und unwillkürliche Bewegungen zu machen an, das Athmen wurde normal, und nach Verlauf von 8 Minuten war alles zur Norm zurückgekehrt. Nachwirkungen liessen sich niemals bemerken. Wurden die Einathmungen durch 10 Minuten fortgesetzt, so blieb das Thier ganz gefühllos und ohne Bewegung liegen, bloss das Athmen ging noch von Statten. Wurden dann die Einathmungen unterbrochen, so kehrten alle Functionen bald wieder zu ihrer Norm zurück. Das Blut roch stark nach Aldehyd. — Wenn der starke Geruch des Aldehydes es beim Menschen nicht unanwendbar macht, so ist es aus öconomischen Rücksichten gewiss dem Chloroform vorzuziehen, da man es durch eine ganz einfache Operation in einem zur Narcotisation hinlänglich reinen Zustande darstellen kann. (*Gazette méd. de Paris* **1848**. *Nr.* **12**.) Stellwag.

Ein neues Präparat des Copaivabalsams. Von Lobel André. — Der Verf. räth den Copaivabalsam in verseiftem Zustande anzuwenden, indem er dadurch viel leichter verdaulich wird, leichter in das Blut übergeht, nicht so leicht Schmerzen im Magen, allgemeines Übelbefinden, Aufstossen und Erbrechen hervorruft, dabei aber alle seine Bestandtheile in ihrer vollen Wirksamkeit behält, wie wiederholte Versuche am Krankenbette beweisen. (*Gazette méd. de Paris* **1848**. *Nr.* **12**.) Stellwag.

Über die physiologische Wirkung des Mutterkornes. Von Sovet. — Nach dem Verf. bewirkt die Aufnahme von Mutterkorn in den Organismus 1. eine Zusammenziehung, Verengerung der arteriellen Gefässe, und verursacht dadurch 2. nicht nur Unterbrechung eines Blutflusses, sondern auch das Eintreten von Brand. 3. Ganz auf derselben mechanischen Ursache, d. i. auf der Zusammenziehung der Gefässe, scheint auch die durch das Mutterkorn herbeigeführte Zusammenziehung der Gebärmutter, der Harnblase und gelähmter Muskeln zu beruhen. Als Beweis hierfür dienen dem Verf. vor allen Anderen 6 Fälle von Vergiftung mit Mutterkorn, in deren 1. Gangrän der unteren Gliedmasse eingetreten war, und eine Amputation nothwendig wurde. Bei der Operation spritzte das Blut aus der durchtrennten Schenkelschlagader nicht ruckweise, sondern floss in gleichmässigem Strome, wie bei verletzten Venen. Im 2. Falle war der Puls in der Arm- und Achselschlagader geschwunden, obwohl die Carotiden und das Herz ganz regelrecht pulsirten. Des anderen Tages schien die *Art. radialis* auf sich selbst zusammengezogen zu sein, und fühlte sich wie atrophisirt, wie ein solider, rundlicher Strang an. Eine geöffnete Armvene entleerte mit Mühe 5—6 Unzen eines zähflüssigen schwarzen Blutes. Der 3. Fall betraf eine starkgebaute Frau, die kürzlich geboren hatte. Der Puls war klein, fadenförmig, obwohl das Herz ganz normal pulsirte. Sämmtliche Arterien schienen zusammengezogen, die Schenkelschlagader hatte kaum den Umfang einer Radialarterie, und die Bauchaorta war durch die äusserst erschlafften Bauchdecken um die Hälfte ihres normalen Umfanges verkleinert. Bei einem 4. Falle war der Puls an den verschiedensten Stellen der oberen und unteren Gliedmassen kaum merklich, obwohl das Herz und die Carotiden ganz regelrecht pulsirten. Im 5. und 6. Falle war an den Schenkelschlagadern der Puls einer continuirlichen Zusammenziehung des Gefässes gewichen, und die Gliedmasse begann brandig zu werden. Aus einer geöffneten Vene floss schwarzes Blut mit Leichtigkeit aus. Die übrigen in diesen 6 Fällen beobachteten Erscheinungen reiht der Verf. in vier Categorien. Zur ersten gehören die, auch bei der epidemisch auftretenden Kriebelkrankheit vorkommenden Symptome, als: das Gefühl von Ameisenkriechen und lebhaftem Schmerz in den Gliedmassen und dem Kopfe, eine Art Trunkenheit und Krämpfe. Zur zweiten Categorie zählt er die Zusammenziehungen des Uterus und der Muskeln, zur dritten die Stillung von Blutungen aus der Gebärmutter, dem Magen, den Lungen und andern Organen, und zur vierten endlich das Auftreten von Gangrän, und selbst Abstossung einzelner Glieder ohne Blutung. Der Verf. erklärt nun diese blutstillende und branderzeugende Wirkung grosser, vergiftender Gaben von Mutterkorn daraus, dass letzteres ursprünglich auf die Nerven reizend wirkt, dadurch aber Contractionen in den Muskeln und den ihnen verwandten contractiven Gefässhäuten, also auch in dem Uterus, dessen Gewebe während der Schwangerschaft ein arterielles Netz zu nennen ist, hervorruft. (*Archives de la médecine belge* **1848**.) Der Verf. hat den Gegenstand jedoch durchaus nicht über allen Zweifel erhoben, denn von einem kleinen fadenförmigen Puls auf eine krampfhafte Zusammenziehung des Gefässes zu schliessen, ist offenbar ein Sprung. (*Gazette médicale de Paris.* **1848**. *Nr.* **13**.) Stellwag.

C. Practische Medicin.

Über die allgemeine Neuralgie. Von Valleix. — Der Verf. hatte bis jetzt viermal Gelegenheit, diese Krankheit zu beobachten. Sie tritt unter sehr verschiedenen und so schweren Erscheinungen auf, dass man unwillkürlich an eine bedeutende Krankheit des Rückenmarkes oder Gehirnes als Grundleiden denken muss, während sie doch nichts als eine einfache Neurose der oberflächlichen Nerven ist. Sie befällt nach den bisherigen Erfahrungen besonders Arbeiter, die durch längere Zeit in schlechten hygienischen Umständen sich befanden, schlechte Wohnung, schlechte Nahrung u. s. w. hatten. Zwei der Befallenen waren starke Branntweintrinker, und die Krankheitserscheinungen derselben mahnten sehr an jene des *Delirium tremens.* Das erste und Hauptsymptom ist der Schmerz. Dieser wird aber von den Kranken oft ganz unbestimmt angegeben, und ist dann nur durch die genaueste methodische Untersuchung zu constatiren.

Er ist wesentlich neuralgischer Art, nimmt mehr oder minder von einander entfernte, dem peripherischen Ende der einzelnen Nerven entsprechende, umschriebene Puncte ein, wie einzelne Stellen nach der Länge der Rückenwirbelsäule, in den verschiedenen Gegenden der Zwischenrippenräume, nach der Länge des Hüftkammes, in der Magengegend, dem Hypogastrium, nach dem Verlaufe des *Nerv. trifacialis, occipitalis, cubitalis* u. s. w. Diese Puncte sind dann beim Drucke empfindlich, und manchmal der Sitz mehr weniger lebhaften, ausgedehnten Reissens und Zuckens. Es besteht also vollkommene Identität mit den Neuralgien im Allgemeinen. Diese Puncte sind mitunter sehr zahlreich, ja in einem Falle war fast kein Punct des Körpers, wo nicht ein neuralgischer Schmerz sich kundgab. In andern Fällen findet man nur bei der genauesten Untersuchung hier oder dort eine empfindliche Stelle. In gewissen Momenten können die Schmerzen gar nicht characteristisch sein, und der Kranke sich über einen unbestimmten allgemeinen Schmerz beklagen, während derselbe später ganz und gar pathognomonisch wird. Die übrigen Erscheinungen dieser Krankheit, durch die die Diagnose meist gesichert ist, sind allgemeine Schwäche, Zittern, schwankender Gang, Schwindel, Betäubung ohne Delirien und Convulsionen jeder Art, so wie ohne Fieber. Besonders bemerkenswerth ist in vielen Fällen die Unempfindlichkeit der Haut an den Vorderarmen, an dem Bauche und an anderen Theilen, während anderseits eben so häufig erhöhte Empfindlichkeit der Haut zugegen sein kann. Das erste und beste Mittel ist die oberflächliche Anwendung des Glüheisens, mit einer angemessenen inneren Behandlung; doch stillt es den Schmerz für sich allein. (*Bull. génér. de Therap. Janv. 1848* und *neue med. chir. Zeitung 1848 Nr. 17.*) Stellwag.

Tetanus traumaticus geheilt durch Tinct. resinae cannabis sativae. Von Mac Garvey. — Ein 23jähriger Mann erlitt durch einen Haken eine leichte Wunde in dem ersten Gelenke der zwei ersten Finger der rechten Hand, die er mit irgend einem Hausmittel verband. Am 17. Tage traten Steifigkeit im Nacken, heftiger Schmerz im Epigastrium, der sich auch bis in den Rücken erstreckte, und Spannung der Muskeln ein. Am 21. Tage bestand schon völliger Starrkrampf, jeder Anfall dauerte 6—8 Minuten, und es folgte eine Intermission von ungefähr 14 Minuten. Die verwundeten Finger eiterten. Verf. gab sogleich 25 Tropfen von Donovan's *Tinctura resinae cannabis sativae.* Es erfolgten 3 Paroxysmen bis zur nächsten Stunde. Die Gabe des Mittels wurde wiederholt. In der nächsten Stunde traten wieder 3 minder heftige Anfälle ein. Die Gabe wurde auf 30 Tropfen gesteigert. Die nächste Stunde brachte nur zwei Paroxysmen; der Kranke schlief anderthalb Stunden, und es erfolgte während zwei Stunden nur Ein Anfall. Die folgende Nacht war ziemlich gut, es trat gar kein Paroxysmus mehr ein, und die Rigidität der Muskeln hat bedeutend nachgelassen. Die Heilung sowohl der Wunde als auch des Allgemeinbefindens schritt sichtlich vorwärts, dabei wurde die Dosis der Tinctur allmälig vermindert und in längeren Zwischenzeiten gegeben, und am 11. Tage nach dem Auftreten des Tetanus war der Kranke ganz hergestellt. (*Dublin Quarterly Journal February 1848.*) Meyr.

Über die Sumpfcachexie und ihre Behandlung. Von Duclos. — Diese Cachexie kann primitiv, ohne dass also Wechselfieberanfälle als nächste Veranlassung vorausgegangen wären, auftreten, wenn Umstände, wie sie der Erzeugung von Wechselfiebern günstig sind, auf einen Menschen einwirken. Immerhin ist aber das primitive Auftreten dieser Cachexie bedeutend seltener, als deren Entstehen nach Wechselfieberanfällen. Und selbst im Falle die Cachexie primitiv auftritt, verbindet sie sich später mit wahren Intermittens-Paroxysmen, oder mit unregelmässigen, mehr weniger ausgesprochenen Fieberbewegungen ohne vorhergehenden Frost, manchmal auch mit einem, bloss durch die Beschleunigung des Pulses sich kund gebenden continuirlichen Fieber. Milzhypertrophie ist wohl in der Regel vorhanden, jedoch durchaus nicht immer, wie manche behaupten wollen. Der Milztumor ist also nicht die erste und wichtigste, der durch die Einwirkung der Sumpfmiasmen hervorgerufenen Erscheinungen, er ist nicht der Ausgangspunct, der Grund aller in Folge dieser Schädlichkeiten auftretenden Veränderungen im Organismus, sondern er ist schon die Folge eines durch die Sumpfluft erzeugten krankhaften Zustandes, somit ein secundäres Leiden. Dasselbe gilt von der Hypertrophie der Leber, die auch oft sehr bedeutend ist in diesen Fällen. (Da diese Tumores in der Sumpfcachexie auch auftreten können, ohne dass Wechselfieberanfälle vorausgegangen wären, so ist es einleuchtend, dass sie nicht einzig und allein durch den Rücktritt des Blutes während des Froststadiums eines Anfalles von der Oberfläche des Körpers zu den grossen Venen hin bedingt sein können.) Die Bauchwassersucht ist nicht lediglich die Folge der durch die Anschwellung der Leber und Milz bedingten Kreislaufsstörung im Unterleibe, sondern wesentlich die Wirkung der allgemeinen Dyscrasie, denn wäre diese für sich allein nicht hinreichend zur Erzeugung eines Ascites, so liesse sich das Entstehen einer Ergiessung in den Lungenfellsack und in andere seröse Höhlen durchaus nicht erklären. Im 3. Stadium der Cachexie treten gewöhnlich Blutungen aus den Schleimhäuten ein, besonders aus der Nasenhöhle und den Harnwegen. Endet die Cachexie mit Tod, so ist dieser gewöhnlich, wie bei der *Cachexia anaemica*, die unmittelbare Folge eines plötzlich auflodernden, continuirlichen, jeden Tag sich steigernden Fiebers. — Um dem Entstehen einer Sumpfcachexie vorzubauen, sind hygienische Massregeln mehr werth, als Medicamente. Die Hauptregel ist dabei, sich des Morgens, Mittags und Abends, wo die Miasmen durch ihre Dichtigkeit besonders schädlich werden, nicht der Luft auszusetzen, und eine kräftige Nahrung zu geniessen, allenfalls auch dieses Verhalten durch tonische Mittel, besonders Chinapräparate

zu unterstützen. Ist Sumpfcachexie schon vorhanden, so ist im ersten Stadium bei Blässe, Schlaffheit der Gewebe, leichter Ermattung, die China, besonders in Substanz (da sie stärkend und nicht fiebervertreibend wirken soll) in Verbindung mit Eisen angezeigt. Im 2. Stadium der Cachexie, das sich durch Blutungen characterisirt, sind dieselben Mittel zweckdienlich. Hören aber die Blutungen nicht auf, so sind *Tonica adstringentia*, schwefelsaures Eisen mit *Tannin*, *Catechu*, *Ratanhia* indicirt. Im 3. Stadium, wo schon hydropische Erscheinungen auftreten, muss das Eisen sehr vorsichtig gebraucht werden; dann ist China das beste Mittel, und muss mit *Digitalis*, *Squilla* verbunden werden. (*Bull. gén. de Therap.* **1848** *Mars* u. *neue med. chir. Zeitung* **1848** *Nr.* **18**.) Stellwag.

Ueber die Wirksamkeit des Caffees gegen die Cholera infantum. Von Pickford. — Verf. hatte im vorigen Jahre, als eine sehr verbreitete Cholerine unter den Kindern vorkam, Gelegenheit, über das obengenannte Mittel Erfahrungen zu machen. Bei drei verstorbenen Kindern fand er gallertartige Magenerweichung, zugleich seröses Exsudat in den Hirnventrikeln in Folge von Meningitis. In einem Falle war zugleich Pneumomalacie vorhanden, — Bei einem weiblichen Säugling von 10 Wochen wurde bereits 4 Tage der gewöhnliche Heilapparat ohne Erfolg angewendet. Das saure Erbrechen, der Abgang gelber, wie gehackt aussehender und schleimiger übelriechender Massen dauerte fort, das Kind war äusserst abgemagert, die Augen tief, der Leib aufgetrieben, der Puls frequent und klein, grosse Unruhe, Schlaf mit halb offenen Augen, im Wachen convulsivische Bewegungen derselben. Nach vergeblicher Anwendung von *Amon. carb. pyrooleos.* in einem Mucilaginosum, nebst einigen Fomentationen von *Hb. menthae* mit Darreichung von Fleischbrühe mit Eigelb gab Verf. den von Dewees zuerst empfohlenen Caffee, und zwar 1 Scrupel auf 2 Unzen infundirt, wovon er stündlich einen starken Caffeelöffel voll nehmen liess. Das Erbrechen hörte auf, die Ausleerungen wurden consistenter, besser gefärbt und seltener. Nach 10 Tagen war das Kind geheilt. Einen gleichfalls günstigen Erfolg hatte diese Behandlung bei einem Mädchen von 14 Wochen. Verf. versuchte das Mittel noch in 9 Fällen, und der Erfolg war stets sehr gut. Die Dosis betrug 1—2 Scrupel auf den Tag. In schon älteren Fällen gab er es sogleich, in frischen, besonders wenn die Stühle sehr hellgefärbt waren, schickte er einige Dosen Calomel voraus. Der Caffee scheint als tonisch-erregendes Mittel in kleinen Gaben durch Erregung der motorischen Nerven, bei bestehender Schwäche der Bewegungsthätigkeit eine Wiederherstellung des mittleren Grades der Erregung und dadurch Heilung einer mehr paralytischen Diarrhöe zu bewirken, während er in grösserer, oder bei gesteigerter Reizbarkeit schon in kleinerer Dosis zu schnelle Fortbewegung der Darmcontente, und so Durchfall hervorrufen kann. (*Zeitschrift für rat. Medicin von* ***Henle*** und ***Pfeufer VII. Bd. 1. Heft.***) ***Meyr.***

Über die Rhachitis. Von Bishop. — Die Ursache der Rhachitis sucht Verf. in dem gestörten Gleichgewichte zwischen den mechanischen und chemischen Organisationskräften. Guérin theilte den ganzen Zeitraum der Rhachitis in drei Perioden; die erste ist die der Incubation, die zweite die der Deformation, und die dritte die des Überganges der Organe und Functionen zum gesunden Zustande. Die Krankheit ist der Kindheit eigenthümlich; in wenigen Fällen war sie angeboren, sehr selten tritt sie nach der Pubertät auf. Von 346 Fällen, welche Guérin beobachtete, fiel die Entstehung

vor die Geburt	in	3 Fällen.
ins erste Jahr	»	98 »
» zweite »	»	176 »
» dritte »	»	35 »
» vierte »	»	19 »
» fünfte »	»	10 »
» sechste »	»	5 »

Von diesen waren 148 des männlichen, 198 des weiblichen Geschlechtes. Die überwiegende Anzahl der letzteren hat vielleicht ihren Grund in der grösseren Zartheit der Constitution. Die Incubationsperiode dauert nach Guérin ungefähr 6 Monate; die krankhaften Erscheinungen sind theils gewöhnliche, auch andern Krankheiten zukommende, theils eigenthümliche. Die gewöhnlichsten Symptome sind: Gastro-Intestinalreizung, begleitet von Diarrhöe, vergrösserter Bauch, Nachtschweisse, Gemüthsverstimmung, Reizbarkeit des Temperamentes, Schwäche und Abmagerung des Muskelsystems, langsames Fieber, Anschwellung der Handgelenke und der übrigen an den Extremitäten; der Harn enthält viele Erdphosphate; die Knochen sind weich, biegsam, in der Entwicklung zurückgeblieben, krümmen sich unter der Last des Körpers und der Wirkung der Muskeln; das Aussehen blass, das Gesicht abgemagert, die Augenlider weit geöffnet, die Augen glänzend, lebhaft, die Nasenlöcher weit, die Haut blass, an einigen Stellen violett, die Respirations- und Circulationsbewegung beschleunigt, der Appetit und die Verdauung schwach. Die Knochen ändern während der Incubationsperiode auch ihre mechanische und chemische Structur. Die Knochencanäle findet man in Folge der Absorption der ihre Wandungen bildenden Lamellen erweitert. Auch Fettstoff ist daselbst abgelagert. Wenn nach dem Verlaufe von einigen Monaten das zweite Stadium eintritt, so werden die Knochen verkrümmt. Diess geschieht zuerst in der Tibia und Fibula, dann im Oberschenkel, und so schreitet die Deformität von unten nach aufwärts fort. Nach Guérin verstreicht zwischen der Krümmung der untern Extremitäten und der der Wirbelsäule eine beträchtliche Zeit (1—3 Jahre). Unter 496 Fällen war bloss bei 11 keine Verkrümmung der Knochen; unter den 485 übrigen bestand die Deformität in der obern Extremität in 14 Fällen,

in der Wirbelsäule in	48	»
im Thorax in	59	»
im Kopfe in	17	»

Die zurückgebliebene Entwicklung der Knochen findet in ihrer Länge Statt. Guérin verglich die Länge der Knochen von Gesunden mit der von rhachitischen Subjecten und stellt folgende Tabelle auf:

Knochen.	Rhachitische.	Normale.
Fibula	9″ 8‴	13″ 5‴
Tibia	10″ 1‴	13″ 6‴
Oberschenkel	10″ 11‴	14″ 0‴
Radius	6″ 8‴	8″ 4‴
Ulna	7″ 6‴	9″ 3‴
Humerus	8″ 11‴	10″ 6‴
Schlüsselbein	5″ 2‴	5″ 8‴
Brustblatt	5″ 0‴	5″ 5‴
Wirbelsäule	20″ 11‴	22″ 0‴
3 Beckendurchmesser	11″ 9‴	13″ 6‴

Shaw bestimmt den Grad der Wachsthumshemmung der obern Extremität, verglichen mit dem der untern, wie 3:13. In dem dritten Stadium kehren die Functionen des Organismus langsam zu einem gesunden Zustande zurück. Einige der bestehenden Symptome lassen nach, die krankhafte Bildung der Knochen hört nicht nur auf, sondern es findet auch eine Deposition gesunder Knochenmaterie Statt. Diese tritt nach Wilson's Beobachtungen vorzüglich an jenen Stellen thätig auf, wo sie früher ganz fehlte, d. i. an der innern oder concaven Fläche der Krümmung. Die Deposition der Knochenmaterie entspricht jedoch nicht immer den mechanischen Bedingungen, welche die Knochen zu erfüllen haben; im Gegentheile sind die Schädelknochen oft weit über das normale Verhältniss verdickt. Man behauptete, dass die Rhachitis eine eigenthümliche Krankheit Englands ist, was jedoch durch Beobachtungen widerlegt wurde. Hinsichtlich der Ursachen, welche die Krankheit erzeugen, finden wir, dass sie meistens bei Personen vorkommt, welche in dunklen, feuchten, niedrigen, schlecht gelüfteten und überfüllten Gemächern wohnen, schlechte Kleidung haben und schlechte Nahrung geniessen. Da jedoch auch bei Reichen Fälle von Rhachitis vorkommen, so ist hinsichtlich der äussern Veranlassung und der innern Disposition der Untersuchung noch ein weites Feld offen. Die Knochenerweichung unterscheidet sich von der Rhachitis dadurch, dass sie das spätere Lebensalter befällt, dass die Symptome viel heftiger sind, die Knochen sich nicht biegen lassen, sondern bei der leichtesten Anstrengung zerbrechen, dass das Microscop die Knochencanäle viel mehr erweitert zeigt, als bei der Rhachitis. Die Behandlung zerfällt in die medicinische und in die mechanische. Wenn man auch in den meisten Fällen nicht auf die Ursachen zurückwirken kann, so suche man doch so viel als möglich die Veranlassungen zur Krankheit zu entfernen, und günstigere Lebensbedingungen herbeizuführen. Die Diät sei nährend, und den Verdauungskräften angemessen. Wenn die meseraischen Drüsen angeschwollen sind, so ist die Verabreichung von Mercur mit Kalk und Rheum in kleinen Dosen nützlich. Um das Assimilations- und Absorptionssystem zu stärken, sind Eisenpräparate mit Jod vorzüglich angezeigt. Besteht häufige Diarrhöe, so muss sie im ersten Stadium schon durch Adstringentia bekämpft werden, und wenn es die nervöse Aufregung und Schlaflosigkeit erfordert, reiche man beruhigende Mittel. Die mechanische Behandlung verspricht Verf. in einem künftigen Aufsatze zu besprechen. (*The Lancet 1848 Vol. I. Nr. 15.*)

Meyr.

D. Ophthalmiatrik.

Heilung einer partiellen Xerophthalmie. Von Anderson. — Bei einem 9jährigen Knaben bot der äussere Theil der *Conjunctiva scleroticae* eine genau abgegränzte Stelle von Bindehautxerom in der Grösse des Nagels vom kleinen Finger dar, welche trocken, glitzernd und pergamentähnlich war, die Cornea jedoch nicht erreichte. Dabei bestand leichte catarrhalische Conjunctivitis. Hinsichtlich der Zeit und der Art des Entstehens liess sich nichts eruiren. Ein Augenwasser aus Ätzsublimat, die rothe Präcipitatsalbe und die verdünnte Opiumtinctur wurden durch 1 bis 2 Wochen täglich gebraucht, ohne dass die geringste Besserung eintrat. Verfasser dachte hierauf, dass vielleicht ein alkalisches Mittel das trockene Epithelium erweichen könnte, und träufelte einen Tropfen von *Aqua potassae* in jedes Auge ein, wiederholte die Application, nachdem die dadurch entstandene Entzündung aufhörte, nach zwei Tagen, und fuhr damit einige Wochen mit Intervallen fort. Der Erfolg war sehr lohnend; denn die Trockenheit verminderte sich allmälig, und die Conjunctiva wurde feucht und weich. In mehreren Wochen war die Cur ganz beendigt. Verfasser versuchte hierauf dasselbe Mittel gegen Xerom der Cornea, jedoch ohne Erfolg. — Wir bedauern, dass in diessem Falle das Wesen und die Entstehung des pathologischen Zustandes nicht genau angegeben sind. Da aber Alkalien auf Epidermoidal-Gebilde eine erweichende und lösende Einwirkung haben, so könnte man sie immerhin in solchen Fällen, wo bloss jene Gebilde erkrankt sind, versuchen; schwerlich werden sie jedoch bei bestehender Atrophie der Bindehaut etwas leisten. (*Monthly Journal January 1848.*)

Meyr.

3.
Notizen.

Über die öffentliche Gesundheitspflege in Brasilien. Von L. P.

Von einer Medicinalpolizei weiss man in Brasilien gar nichts, und obwohl gewiss die Hälfte der Einwohner dieses Landes mit den verschiedenartigsten Ämtern bekleidet ist, ist doch im ganzen Kaiserreiche kein Mann, der von Staatswegen eine zur Erhaltung der allgemeinen Gesundheit nothwendige Maassregel auszuführen oder zu überwachen hätte. Die individuelle Freiheit herrscht dort auf Kosten des allgemeinen Wohles. Wie sollten auch Leute, die ganz gemächlich in der unmittelbaren Nähe Gestank verbreitender Lacken, Moräste u. s. w. leben, die sich in der ekelen Gesellschaft der abscheulichsten Insecten, insbesondere der Läuse zu gefallen scheinen, und deren Entfernung nicht einmal für wünschenswerth halten, sich sonderlich darüber beunruhigen, ob die Ausdünstung eines Abzugscanales des Unrathes ihrer Häuser dem Nachbar unangenehm oder schädlich sein dürfte, oder nicht. — Bei allgemein verbreiteten epidemischen oder endemischen Krankheiten forscht man ja nie nach deren Ursachen, um ihnen wo möglich zu steuern, sondern sucht Beseitigung derselben in dem Gebrauche der widersinnigsten Mittel, welche von herumziehenden Charlatanen feil geboten, oder als Antidota aus Europa oder Nordamerika durch den Handel in das Land geschleppt wurden. Und wie viele Krankheiten, die allgemein verbreitet sind, und dem Clima zugeschrieben werden, sind dort nicht bloss die Folge gesundheitsschädlicher Gewohnheiten? Wie viele Kinder sterben dort nicht in Folge einer der Natur schnurstraks entgegenwirkenden Behandlung? So erklärt der Verf. das so häufig vorkommende Asthma als die Folge des wahrhaft übertriebenen Genusses eines heissen Getränkes (des Matte), indem dadurch die Empfindlichkeit der Lungen und äussern Haut gegen atmosphärische Einflüsse sehr gesteigert wird, und nebstdem durch die Wärme die in den Lungen enthaltene Luft ausgedehnt, und so die Lungenzellen emphysematisch aufgebläht werden (?). Gerade so soll auch nicht das Clima, sondern das eigenthümliche Regimen der Kinder die Ursache der dort so häufigen Krämpfe aller Art sein. Das Vorkommen desselben wird auch wirklich sehr leicht erklärlich, wenn man bedenkt, dass man die Kinder des Nachts in Schlafgemächer sperrt, die jedes Lichtes und Luftzuges entbehren, wo sie neben 5—6 anderen Personen der verschiedensten Racen eingepfercht, vor Hitze verschmachten und halb ersticken, während man sie Tags über in dem stinkenden Unrathe des Hofes bis über die Knöchel watend herumlaufen lässt, so dem Einflusse der oft sengenden Sonnenstrahlen und den oft rauhen Winden aussetzt, und sich dann wundert, wenn sich mit Blitzesschnelle Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten entwickeln und den Tod herbeiführen. — In den Städten zweiten Ranges herrscht die abscheulichste Unreinlichkeit; die durch Handel weniger belebten Strassen sind gewöhnlich Pfühle des schauerlichsten Unflathes, indem Stücke und ganze Cadaver von den verschiedensten Thieren, vom Ochsen bis zur Maus, ganz unbeachtet liegen, und durch ihren pestilenzialischen Gestank gewiss die gefährlichsten Krankheiten erzeugen würden, wenn sie sich mehr häuften, und nicht so schnell, nämlich binnen 4—5 Tagen, ganz verweseten, oder von Millionen der dort heimischen Aasgeier aufgezehrt würden. Dieser Umstand ist für jene Länder ungemein wichtig, denn der Reichthum des Landes besteht bei dem ganz darniederliegenden Ackerbaue nur in Viehheerden, von denen ein grosser Theil unbenützt zu Grunde geht, und auf den Weideplätzen mitten unter den lebenden Thieren als Cadaver liegen bleibt. Eben so würde ohne diese weise Maassregel der Natur gewiss die Luft auf 50 Meilen rund um die grossen Schlachtplätze verpestet werden, auf welchen täglich hunderte von Rindern geschlachtet werden, um daraus gesalzenes und getrocknetes Fleisch zu bereiten, während die Eingeweide an der freien Luft faulen. — Abtritte mit Senkgruben oder Cloaken kennt man in Brasilien nicht. In den Städten bedient man sich statt der Abtritte eines Fasses oder einer Tonne, das dann wöchentlich von einem Neger an einen bestimmten Ort ausgeleert wird. In Rio de Janairo ist dieser Ort die Bay. Man sieht dort Abends in allen Strassen Hunderte von Negern, jene Tonnen auf dem Kopfe balancirend und nach dem Tacte ihrer Lieder einherschreitend, der Bay zuwandern, auf welchem Wege bei dem äusserst lebhaften Treiben der Stadt es nicht zu vermeiden ist, dass diese Neger zuweilen Stösse bekommen, und den Inhalt ganz oder zum Theil auf die Strasse, wenn nicht auf Wägen und Fussgeher entleeren, wo dann in der Nähe Alles Fenster und Nasen schliessen muss. Mitunter wird durch geflissentliches Ausschütten vor der Thüre oder dem Laden eines Missliebigen, besonders fremder Kaufleute, eine kleine Rache geübt. Da aller Unrath in die Bay geschüttet wird, knapp vor den Fenstern der Palläste der Grossen, ja selbst des Kaisers, so kann man sich den Gestank denken, der dort herrscht, besonders des Abends, wo der Wind von der See herbläst, während des Morgens, wo der Wind vom Lande her weht, in dem Hafen gelegene Schiffe von einer wahrhaft erstickenden Atmosphäre umhüllt werden. Noch ärger ist jedoch diese Mode in den Städten, die nicht am Meere liegen, und wo aller Unrath in die benachbarten Flüsse geschüttet wird, und zwar an derselben Stelle, an der man das zum Trinken und Kochen zu verwendende Wasser schöpft, so dass dieses natürlich sehr

oft höchst ekelerregend verunreinigt ist. Man benützt in Brasilien nämlich nur Flusswasser, und statt die Hunderte von crystallhellen Quellen, an denen das Land so reich ist, zu wahren, in die Stadt zu führen u. s. w., werden sie verstopft, vollgefüllt, um Häuser und Strassen darauf anzulegen, als ob es dort an Land dazu gebräche. — Bezüglich des Zeitraumes, binnen welchem die Leichen nach dem Tode beerdigt werden sollen, bestehen durchaus keine Gesetze. Bei freien Personen wartet man gewöhnlich 12 Stunden zu, bei Sclaven aber findet selbst diese Vorsicht nicht Statt. In Rio de Janairo begräbt man die Todten in den Kirchen der zahlreichen durch die Stadt zerstreuten Klöster. Dort findet man Gruben, welche mit leicht entfernbaren Pfosten überlegt sind. In diese Gruben wird nun ein Leichnam nach dem andern eingesenkt, und mit einer Schichte Ätzkalk überschüttet. Ist die Grube voll, so macht ein Sclave wieder Platz, indem er die halb und ganz verwesenen Leichname mittelst eines eigenen Instrumentes, Demoiselle genannt, einstampft. In gewissen Zeiträumen werden die Gruben immer wieder geleert, und die Knochen der Verstorbenen deren Anverwandten zurückgestattet, welche letztere sie in oft prachtvolle Urnen verschliessen, und diese in eigenen hierzu geweihten Orten zur öffentlichen Schau ausstellen. — Brasilien hat nicht in allen seinen Provinzen ein ganz gleiches Clima. In den südlichen, aussertropischen Gegenden erreicht die Kälte im Winter oft den Gefrierpunct. Dennoch ist dort nichts zum Schutze vor rauher Witterung in der Bauart der Häuser geschehen. Die Küche ist in allen alten Häusern an einer Seite offen, und von dem ebenfalls von einer Seite ganz offenen Speisesaal durch den Hof getrennt, welcher grösstentheils eine stinkende Pfütze ist, in der Flügelvieh und Schweine herumkneten. Die sehr tief gebauten Häuser werden gewöhnlich durch einen langen Gang durchschnitten, in dem gewöhnlich ein fürchterlicher Zug herrscht, bei Unwetter aber ein wahrer Sturm weht. Die ganze Vorderseite des Hauses ist gewöhnlich von einer Unzahl Fenster, wie ein Sieb durchlöchert, und diess trägt zur Unwohnlichkeit nicht wenig bei, insbesondere, da die Fenster nur zum Schieben sind, also nie vollkommen schliessen, sondern den Luftzug sehr begünstigen. Die Mitte des Hauses nimmt das Schlafzimmer ein, ein schmutziger Winkel, der eine Thür als einzige Öffnung hat, des Lichtes und Luftwechsels also ganz entbehrt. In diesem Loche schlafen oft 5–6 und mehr Personen des verschiedensten Alters und Race. Bezüglich der Schlafstätten sind überhaupt die Brasilianer nicht heikl, eine Binsenmatte, ein Graskissen, beide mit einem Tuche überdeckt, eine Decke aus indischem Tuch und allenfalls ein Mantel genügen ihm; eine Thürschwelle, der Gang des Hauses geben im Nothfalle den Ort des Lagers ab, so dass das Schlafgemach eigentlich überall und nirgends ist, was wohl im Sommer erträglich, im Winter aber, bei schlechtem rauhen Wetter, kaum auszuhalten ist, indem die Häuser gegen Unwetter so schlecht geschützt sind. Trotzdem aber zu solchen Zeiten die Brasilianer Tag und Nacht vor Kälte mit den Zähnen klappern, denken sie doch nicht an eine zweckmässigere Einrichtung ihrer Häuser, und es herrschen daher zur Winterszeit Verkühlungen, Schnupfen und Lungenkrankheiten aller Art. (Schluss folgt.)

Stellwag.

Ehrenbezeugung.

Die k. k. vereinigte Hofkanzlei hat dem Herrn Doctor der Medicin und Chirurgie Ludw. Jos. Melicher die Diplome von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher zu Breslau, von der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig und von der Gartenbau-Gesellschaft zu Frauendorf als ordentliches Mitglied dieser Gesellschaften anzunehmen erlaubt.

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Beiträge zur practischen Chirurgie. Nebst einem Bericht über die chirurgisch-augenärztliche Klinik der königlichen Universität zu Halle, herausgegeben von dem Director der genannten Anstalt Dr. Ernst Blasius, Professor der Chirurgie. Mit Holzschnitten und vier lithographirten Tafeln. Berlin 1848. Verlag von A. Forster. gr. 8 XL und 314 Seiten.

Diese, dem Andenken Dieffenbach's gewidmeten und gehaltreichen Beiträge liefern einen Bericht über die chirurgisch-augenärztliche Clinik zu Halle vom Jahre 1831 bis 1847, und umfassende Reflexionen, belegt mit reichlichen Beobachtungen über Resectionen, plastische Operationen; ferner über solche von Narben; dann über Harnröhrenverengerungen, deren Sprengung und Hebung durch die Urethrotomie; über intravaginale Polypen des Uterus und die Behandlung der Gebärmuttervorfälle. In der Einleitung berichtet der sehr thätige Herr Verfasser, dass diese Clinik in jenen 17 Jahren ihre 19915 mit äusseren, 4631 mit Augenkrankheiten, 8403 mit innern Krankheiten Behafteten 32949, also fast die runde Zahl 33,000 erreichenden Kranken nicht blos von der Stadt, sondern zum grössern Theile von der Umgegend in einem Durchmesser von 15—20 Meilen erhalten, und von diesen 2354 auf der Clinik stabile Kranke verpflegt habe. Den aufgezählten 1641 Operationen wurden die Eröffnungen der Abscesse, Spaltungen der Fisteln, Erweiterungen der Wunden, Scarificationen, Ausziehung der Zähne, die

unblutige Taxis bei Einklemmungen, der Catheterismus, die Anwendung der Moxa, Haarseile und Fontanellen nicht zugezählt. Die Zahl der Krankenbetten an der stabilen Clinik hatte man in den letzten Jahren auf 30 vermehrt.

I. In der ersten Abhandlung über Resectionen führt der Herr Verfasser mit kräftiger Sprache und nicht genug zu lobendem Eifer denselben das Wort, ohne desshalb ihr blinder Lobredner zu sein. Sie können sehr oft eine Amputation entbehrlich machen. Mit aller Umsicht werden die einzelnen Bedingungen, die Licht- und Schattenseiten sorgfältig abgewogen, um die Zulässigkeit dieser Operation an Gelenken zu ermitteln. Die hierbei gepflogene treffliche Sichtung der Krankheitsformen beurkundet einen scharfen Beobachter. Bei dieser Gelegenheit weiset der Verf. das Irrige in Rust's Arthrokacologie durch eigene Beobachtung deutlich nach. Zur Beförderung der Einführung der Resectionen in die Praxis wird gewiss mehr als das Lob dieser Operationen des Verf. Beschränkung ihrer Anwendung beitragen; indem derselbe empfiehlt, sorgfältig zu erwägen *a.* den Theil, an welchem sie gemacht werden soll, *b.* die Krankheiten, deren Gegenwart sie erfordern, und *c.* jener Übel, welche als Ausdruck eines constitutionellen Leidens dastehen, und der Ausführung jeder Operation keine Ehre lassen; denn es geschieht leider gar zu oft, dass ein übermässiges Lob zur unzeitigen Anwendung des gerühmten Mittels oder der Operation verleitet, und dann die misslungenen Fälle Anlass geben, das Kind sammt dem Bade auszuschütten. Die erzählten fünf Krankheitsgeschichten mit Resection des Jochbeines und Unterkiefers veranlassen den Verf. zu statistischen Betrachtungen und zur Darlegung seiner Ansichten über Krebscachexie mit ihrem verderblichen Einfluss auf den Erfolg nach Resectionen. Sie bringen viele erwägenswürdige und auf Erfahrung gestützte Wahrheiten zur klaren Anschauung, und verdienen im Werke selbst mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Nicht minder interessant ist dessen Beobachtung mit den angeschlossenen Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluss der Unterbindung der innern Jugularvene auf das Gehirn. Mit vollem Rechte zieht der Herr Verf. die Durchsägung des aufsteigenden Astes vom Unterkiefer der Auslösung aus dem Gelenke vor, welche sicherlich nicht selten ohne Noth vorgenommen wurde. Die Fälle von Necrose und Caries werden genau gesondert, um die wichtige Bestimmung über das Angezeigtsein der Resection bei solchen Leiden zu bestimmen. Bei der Resection langröhriger Knochen bespricht der Herr Verf. die Bedingungen, unter welchen eine Anchylose oder Gelenkigkeit am betreffenden Gliede zurückbleibt, und bezeichnet als überwiegend diejenigen Fälle für bleibende Beweglichkeit geeignet, in welchen an die neuen Granulationen eine überknorpelte Knochenfläche gränzt. Ref. erlaubt sich hier aufmerksam zu machen, dass die winkelige Stellung der Achse von den angrenzenden Knochen ebenfalls beitragen könne, die Entstehung einer Anchylose zu verhindern. Die Resection bei frischen Knochenbrüchen fand

auch Ref. wie der Herr Verfasser von einem sehr zweifelhaften Nutzen. Ref. möchte nur jene Fälle von frischen Knochenbrüchen für Resectionen geeignet erklären, bei denen nur das aus der Hautwunde hervorragende und irreponible Knochenstück abgesägt wird. Geschieht mehr, so wird in den meisten Fällen die Resection eine Zugabe zu den bereits wirksam gewesenen schädlichen Einflüssen. Bei den Resectionen des Fersenbeines werden ebenfalls die Vor- und Nachtheile, insbesondere aber die Beschwerlichkeit der vollkommenen Entfernung alles Krankhaften besprochen. Bei der Resection der Knochengeschwülste nimmt der Herr Verf. Anlass zur Mittheilung seiner Versuche, die Enchondrome durch Einlegung eines Eiterbandes zu einer regressiven Metamorphose zu bringen, und ladet ein zur Mittheilung der hierüber erlangten Ergebnisse. Ref. beobachtete, dass einzelne Enchondrome ohne nachtheilige Folgen für die Beweglichkeit des Gelenkes von demselben entfernt werden konnten, wenn dabei auch die Gelenkhöhle geöffnet wurde; ferner dass eine regressive Metamorphose des Umfanges der Knochenwölbung in jenen Fällen folgte, in welchen mittelst Durchstechung eines glühenden Troicarts der Eiterungsprocess herbeigeführt worden ist. Des Herrn Verf. Schere zur Ausführung der Knochenschnitte ist sehr zweckmässig eingerichtet.

II. Die zweite Abhandlung über plastische Operationen ist nicht minder anziehend. In derselben werden die Nasen-, Lippen-, Wangen- und Augenlidbildung erörtert, mit interessanten Krankheitsgeschichten begleitet, und die misslungenen Erfolge zur gründlichen Belehrung umständlich mitgetheilt. Eine solche aufrichtige Darstellung macht auf jene Bedingungen aufmerksam, welche die Erreichung des beabsichtigten Zweckes erschweren oder vereiteln, und leitet zur Ermittelung jener des Gelingens. Als das eigenthümliche und vorzügliche seiner Methode hebt der Herr Verf. hervor, dass er die Anheilung des transplantirten Hautlappens durch schnelle Vereinigung anstrebe, desshalb sogar in deren Nähe die Eiterung vermeide; indem er zwischen der Stelle des Substanzverlustes und jener des abliefernden Hautlappens eine Hauthalbinsel auf ihrem Grund und Boden fest sitzen lässt. Ref. kann aus eigener Erfahrung das Vortheilhafte dieses Verfahrens bestätigen, und meint, der Nutzen sei nicht nur der Verhinderung der Eiterung, sondern auch der besseren und mehrseitigen Unterstützung des überpflanzten Hautlappens durch den fest sitzenden Hautstreif zuzuschreiben. Dadurch lässt sich auch die Zerrung der Verbindungsstelle vermeiden, was auf die Erhaltung des überpflanzten ebenfalls von grossem Belange ist. Der Verf. bemerkt ganz richtig, dass man bei den die Plastik betreffenden Operationen Dieffenbach mehr zugeschrieben hatte, als er wirklich leistete. Herr B. bespricht mit Ausführlichkeit den Lupus und empfiehlt dessen Ausschneidung, wenn selber als rein örtliches Übel erkannt wird; räth aber desshalb auch grosse Behutsamkeit bei dieser Erforschung, weil sich bei einem diagnostischen Irrthume nach der Ausrottung leicht Tuberculose entwickeln kann. Als wichtige Re-

geln für plastische Operationen soll man den zu transplantirenden Theil vor oder bei der Operation auf beiden Seiten überhäuten, um einem neu zu bildenden Theile seine gute Form zu sichern; denn wunde Stellen, seien sie auch an der innern Fläche, ziehen sich zusammen, und entstellen dann auch die äussere Fläche. Haarlose Stellen, wie z. B. die Nase, soll man nicht mit haarigen Hautlappen ersetzen, weil die Haare fortan hervorkeimen; daher bilde man bei niederer Stirne die neue Nase lieber aus zwei Hälften, welche aus jeder Seite der Stirne zu nehmen sind. Herr B. hält zugleich das Princip fest, und Ref. ist damit vollkommen einverstanden, dass die erste Operation sogleich die Möglichkeit einer guten und dauernden Form in sich schliesse. Aus der Oberlippe hat Herr Verf. nicht bloss die Scheidewand, sondern zugleich einen oder beide Nasenflügel, oder den ganzen vordern knorpeligen Theil der Nase ersetzt. Er benützet hiebei nach Umständen zur äussern Fläche bald die äussere, bald die innere Lippenhaut, welche allmälig ihre schleimhäutige Beschaffenheit verliert. Nach des Ref. Bedünken dürften hierbei aber auch die Barthaare eine Berücksichtigung erfordern. Bei der Lippenbildung hat man alle Sorgfalt anzuwenden, dass der Ersatzlappen mit einer Schleimhautdecke versehen sei; theils um seine Zusammenziehung und Faltung zu verhindern, theils um die schnelle Vernarbung zu befördern. Bei dieser Gelegenheit weiset Herr B. das Ungenügende der Dieffenbach'schen Methode nach. Bei der Wangenbildung sagt er mit Recht, dass die Annäherung der Hautränder keine eigentliche Transplantation sei, dass ungeachtet der Variabilität der concreten Fälle doch die Feststellung allgemeiner Regeln für die Wangenbildung möglich sei, und der grösste Vortheil dadurch erhalten werde, dass man den Defect durch einen Hautlappen ersetzen kann, welcher nicht um seine Achse gedreht wird, eine breite Basis und die Verbindung dieser mit ihrer alten Stelle behält. Die mitgetheilten Krankheitsgeschichten sind theils Ergänzungen derjenigen, welche schon vorher in Journalen bekannt gemacht wurden; theils neue und sprechende Belege für die gegebenen Regeln. Sehr beherzigenswerth ist des Herrn Verf. Ausspruch: dass man bei Operationen, welche die äussere Form herstellen, nicht scrupulös genug sein könne, die vollkommenste Wahrheit sich selbst und Andern gestehen müsse, um eine Vermittlerin des wünschenswerthen Fortschrittes und der möglichsten Vollkommenheit der kosmetischen Operationen zu sein. Professor Bl. weiset die Priorität seines derartigen Verfahrens bei der Meloplastik, welche derselbe schon 1837 im Januarhefte der Oppenheim'schen Zeitschrift bekannt machte, mit vollem Rechte aus. Nach gleichen Grundideen verfuhr Bl. auch bei der Blepharoplastik, nachdem er die Überzeugung erlangt hatte, dass Dieffenbach's Verfahren den namenlosen Lobeserhebungen durchaus nicht entspricht. Die Anmerkung in Seite 216 liefert eine interessante geschichtliche Zusammenstellung. Herr Bl. bildete den Ersatz für das obere Augenlid aus der Haut der Stirne oder Schläfe; am untern Augenlide beim innern Augenwinkel aus der Backenhaut dicht neben der Nase; nach Umständen aber auch aus der Schläfenhaut. Dessen angeführte Beobachtungen über das Verfahren zur Heilung des Ectropiums nach Chelius sprechen nicht empfehlend für dasselbe; denn die Contraction der Wunde ist zu bedeutend. Die Heilung der Wunde an der Schläfe *per primam intentionem* wird nur dann gelingen, wenn die Hautränder breit genug von der Unterlage getrennt wurden, was ihre Einwärtsrollung verhindert.

(Schluss folgt.)

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1848.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Analecten für Frauenkrankheiten oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen etc. über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes, herausgeg. von einem Vereine pract. Ärzte. 7. Bd. 1. Heft. gr. 8. (160 S.) Leipzig, *Brockhaus.* 1 fl.

Archiv (neues), für die homöopatische Heilkunst. Herausgeg. v. Dr. Ernest Stapf und Dr. Gust. Wilh. Gross. 3. Bd. 3. Heft. gr. 8. (IV und 188 S.) Leipzig, *T. O. Weigel.* (à) 1 fl. 30 kr.

Arzneitaxe (neue), für das Königreich Hannover vom 1. April 1848. gr. 8. (40 S.) Hannover, *Hahn.* Schreibpapier. Geh. 15 kr.

Berzelius (J. J.), Lehrbuch der Chemie. 5. umgearbeitete Orig.-Aufl. Bd. V. Lief. 4. gr. 8 (XII u. S. 673—943, Schluss des V. Bds.) Leipzig, *Arnold.* Geh. 1 fl. 15 kr.

Bibliotheca *medico-chirurgica et anatomico-physiologica.* Alphabetisches Verzeichniss der medicin.-chirurg., geburthsülfl., anatomischen und physiologischen Bücher, welche vom Jahre 1750 bis zu Ende des Jahres 1847 in Deutschland erschienen sind. Herausgeg. von Wilhelm Engelmann. Mit einem vollständigen Materien-Register. 6. umgearb. Aufl. der *Bibliotheca medico-chirurgica* v. Enslin. gr. 8. (VIII u. 734 S.) Leipzig, *W. Engelmann.* Geh. 5 fl. 45 kr.

Bischoff (Prof. Dr. Gottl. Wilh.), die Botanik in ihren Grundrissen mit Rücksicht auf ihre historische Entwickelung. [Aus der »neuen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste» Bd. III abgedr.] Lex.-8. (IV u. 138 S.) Stuttgart, *Franckh.* Geh. 1 fl.

Cholera morbus: *Treatment and Symptoms of this Disease in all its Stages; with a simple Remedy, and Precepts for preventing Miasmatic Infection. By Giovanni Battista Thaon, M. D. Military Physician in the Service of His Royal Highness the Grand Duke of Tuscany, etc. 12mo. sewed, 6 d.*

Conradi (Dr. Wilh. Heinr.), Bemerkungen über die Selbstständigkeit der Fieber. [Aus dem IV. Bd. der Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttigen.] gr. 4. (34 S.) Göttingen, *Dieterich.* 45 kr.

Copland's *Dictionary of Practical Medicine. Part 12, 8vo. sewed, 4 s. 6 d.*

Dudgeon (*R. E.*), *The Homoeopathic Treatment and Prevention of the Asiatic Cholera: with an Historical Survey of its Treatment by the Homoeopathic Practitioners of the Continent during its last appearance in 1831 and subsequent years. By R. E. Dudgeon, M. D. Ed. 8vo. pp. 52, sewed, 1 s. 6 d.*

Gazette *médicale de Paris, dirigée par le docteur J. Guérin. 3. série, tome II (janv.—déc. 1847). In-4. de 1044 p. Paris, rue Racine, 16.*

Graham (*T. J.*), *Observations on Disorders of the Mind and Nerves, in which their Causes and Moral Treatment are particularly considered. By Thomas J. Graham. M. D. 8vo. pp. 50, boards, 3 s. 6 d.*

Handbuch zum Bestimmen der Mineralien auf dichotomischem Wege, nach Dufrénoy's *Traite de Minéralogie.* Mit einem Vorworte von Bergrath Dr. Chr. Zimmermann. Nebst 240 Abbildungen (auf 8 Steintaf.) gr. 16. (XII u. 372 S.) Clausthal, *Schweiger.* Geh. 1 fl. 30 kr.

Ideler (Prof. Dr. etc. Carl Wilh.), der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur practischen Philosophie. 1. Bd. gr. 8 (384 S.) Breslau, *Schlodtmann.* Geh. 3 fl.

— Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Critik der religiösen Wirren der Gegenwart. 1. Theil: Die Erscheinungen des religiösen Wahnsinns. gr. 8. (XI u. 557 S.) Halle, *Schwetsche & Sohn.* Geh. 4 fl. 8 kr.

Journal *of Psychological Medicine and Mental Pathology. Edited by Forbes Winslow, M. D. (To appear Quarterly.) Nr. 1, 8vo. pp. 192, sewed, 3 s. 6 d.*

Mackness (*J.*), *Dysphonia Clericorum; or, Clergyman's Sore Throat: its Pathology, Treatment, and Prevention. By James Mackness, M. D. 8vo. pp. 136, cloth, 5 s.*

Marx (Carl Friedr. Heinr.), über die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode. (Aus dem IV. Bande der Abhandlungen der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.) gr. 4. (99 S.) Göttingen, *Dieterich.* 2 fl.

Mayne (*J.*), *Pocket Dispensatory and Therapeutical Remembrancer; comprising the entire Lists of Materia Medica, Preparations, and Compounds: with a full and distinct Version of every Practical Formula as authorised by the London, Edinburgh, and Dublin Royal College of Physicians. By John Mayne. 12mo. pp. 282, cloth, 7 s. 6 d.*

Mayo (*T.*), *Outlines of Medical Proof. By T. Mayo, M. D. 8vo. pp. 48, sewed, 2 s. 6 d.*

M'Clintock (*A. H.*), *and S. L. Hardy, Practical Observations on Midwifery and the Diseases Incident to the Puerperal State. By Alfred H. M'Clintock, M. D., and Samuel L. Hardy, M. D. 8vo. (Dublin), pp. 376, cloth, 10 s. 6 d.*

Meyer (Prosector Prof. Herm.), Anleitung zu den Präparirübungen. Für den Gebrauch der Studirenden. 8. (VIII u. 165 S.) Leipzig, *W. Engelmann.* Geh. 1 fl. 20 kr.

Mittheilungen des schweizerischen Apotheker-Vereins. 1. Jahrgang. 1848. 4 Hefte. gr. 8. (1. Heft: 48 S.) Basel, *Schweighauser.* 1 fl. 30 kr.

Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, gesammelt nnd mitgetheilt von Prof. Dr. M. J. Schleiden und geheimen Med.-Rathe Dr. Rob. Froriep. 3. Reihe. 6. Bd. oder Nummer 111—132. (B.) Mit lith. Tafeln. gr. 4. Weimar, *Landes-Ind.-Compt.* (à Bd.) 3 fl.

Observations *sur la préparation et les effets du chloroforme, par H. Aguilhon et J. Barse. In-8. de 15 p. Paris, J. B. Baillière.*

Pigeaire (Dr.), über den Nutzen der Hydrotherapie [Wasserheilkunst] in ihrer Anwendung auf die chronischen Krankheiten und Nervenaffectionen. Nach dem Französischen bearbeitet, nebst Bemerkungen über den Gebrauch der kalten Begiessungen in fieberhaften Krankheiten. Von Leibarzt Dr. etc. J. C. Fleck. gr. 8. (X u. 225 S.) Weimar, *Voigt.* 1 fl. 15 kr.

Quain *and Wilson's Complete Series of Anatomica Plates, complete in 13 Parts. Re-issue, Part 1, royal folio, pp. 32, and 16 plates, plain, 10 s. 6 d.; coloured, 20 s.*

Riecke (Regimentsarzt Dr. C. F.), der Kriegs- und Friedens-Typhus in den Armeen. Ein Beitrag zu einer künftigen Gesundheitspflege in den Kriegsheeren, mit besonderer Rücksicht auf die königl. preussische Armee. (1. Heft.) gr. 8. (XVI und 144 S.) Potsdam, *Stuhr.* 1 fl. 8 kr.

Rowe (*G. R.*), *Nervous Diseases, Liver and Stomach Complaints, etc.; with Cases. By George Robert Rowe, M. D. F. S. A. 10th edition, 8vo. pp. 212, boards, 5 s. 6 d.*

Sampson (*M. B.*), *Homoeopathy; its Theory, Principle, and Practice. By Marmaduke B. Sampson. 2d edition, enlarged, 8vo. pp. 234, cloth, 5 s. 6 d.*

Schmalz (Medicinal-Rath Dr. Ed.), Beiträge zur Gehör- und Sprachheilkunde. 3. (letztes) Heft. Mit 1 (lith.) Tafel (in quergr. 4.) gr. 8. (VIII u. 176 S.) Leipzig, *Hinrichs.* (à) 1 fl. 30 kr.

Transactions *of the Microscopical Society of London. Vol. 2, Part. 2, royal 8vo. sewed, 5 s.*

Union (*l'*) *médicale, journal des intérêts scientifiques et pratiques, moraux et professionnels du corps médical. Tome 1 (janv.—déc. 1847). In-fol. de 644 p. Paris, rue du Faubourg-Montmartre, 56; chez Victor Masson.*

Gedruckt bei J. P. Sollinger.